



Wohl, die Gäscht, wo fesse mol bei
unser Opning ware, die wisse jezt
all, das es nur ein Gäschtend war, wo
gehäpnd is. Wisse Se, wiele den
schäpnd gedenkt, mer hätte en Drid an
se gepiekt, awer do is ja gar nit
bran zu dente; mer wer'n doch nit
intentionelle unfer Wisnes spuele, so
jubisch sin mer nit. Der Christ hot
e Kohls in den Pheper drine gelohft,
das Jeder sei Geld, wo er für Stimm-
tens gespend hot, redurt hamwe könt,
awer nit Käsch, sondern in Drinks.
Die merchte sin tomme un mer hen
die Boch e Wisnes gedahn, wie anno acht-
undferzig, awer Geld is doch teins in
den Käschdore tomme. Well, mer sin
trah gewese, das die Sach den Weg ge-
setzt is worde. Der Phil hot die
Hahl schon an sechs Saffetees ver-
rent. Die Labbschrumm sin noch nit
fertig uffgefidt, awer mer hen schon
ganz Nachtrag nach gehobt un ich sin
schub, wann die Krumm fertig sin,
dann gehn se ab wie halt Kheis. So-
weit war also das Enterpreis abrecht,
awer der Phil fängt schon an zu tude.
Lisse Se, er gleicht nit, das er jezt e
denig mehr zu schaffe bot un do tom-
plehnt er immer, das er mid un aus-
geworrt is. Ich geh awer nids
trum, es schab teim faule Budel gar
kids, wann er e wenig Käsch ducht.
Der Wedesweiler der tief schon die
jonge Zeit an mein Alte, das sei Bis-
leß arg gedemmet war, seitdem
wir die Hahl gereht hen; off Kohls,
sin beste Kopiermer, der Phil, ducht
jezt nit mehr so oft hingehn, awer
das is ganz gut, mit brauche doch den
Wedesweiler un sei freilich Frau nit
allein zu supphort. Er ducht den Phil
in einemfort tiefe, das er ihn das ganze
Wisnes tiefe sollt, er könt dann ganz
iesig den ganze Schüttingmäsch alleins
come un der Phil brauch sich dann nit
zu battere un könt jeden Monat sei
Kont follette. Das hatt off Kohls
nein: alte Stoppel so recht gepagt,
awer ich hen auch noch e Wertche mit-
aufspredo un dont juy ferzett it. So
lang ich do sin, dahn mer dos Wisnes
nit uffgewe. Awer ich dente, ich muß
zu guter jezt doch noch mein Meind
schenliche, denn gewome Se emoi acht,
das is ausgefunne hen. De annere
Dag schid mich die Wedesweiler
Wort, ich soll emol den Abend zu ihr
tomme, sie hatt ebbs mit mich zu
spredo. Was werd dann das sein? hen
ich zu mich gedunkt, awer ich wer'n ja
ausfinne. Am Owend tie ich mei Dis-
sechs gewasche un mich grad rettig ge-
macht hen, for zu die Wiffus Wedes-
weiler zu gehn, do is se selbst zu mich
in's Haus tomme. Ich hen gesagt:
"Hello, wo tommscht denn du her, Miß
Wedesweiler, grad ebbs hen ich zu dich
tomme wolle." "Ja das so," hot se ge-
sagt, "well ich hen gedunkt, mir besser
nemme en kleine Wacht, bitahs ich jin
effred, mer jin heim bei uns nit seht
genug un auch in bei Haus nit, von
wege die Kids. Was is dich awer
sage will, das derf Niemand nit hörn,
das muß zwische mich un dich bleibe."
"Abrecht," hen ich gesagt, "ich jin in e
Winnit rettig, ich mich bios noch e Ioen-
nig mit Haar fölle, die verdollte Laus-
bude hen mich jezt redder mei Köp-
fingereinen weggenommen. Ich sage dich,
for die Heger do is nids seht." "Schlie-
lich kenn ich's doch noch gefunne un hen
nich so berbei geeit, das ich mich an
die rechte Seit von mein Kopp die
Haar all abgebrannt hen. Die We-
desweilerin sagt, das bent nids aus-
macho, heitjudaq was alles in Stiel.
Davon hen ich awer nids wisse wolle.
Die Wiffus Wedesweiler hot mich ge-
fragt, worum ich denn keine Katt jubse
weht. Soll hot mich awer doch or-
dentlich en Schach gewome. Ich kann
nämlich die Viehcher nit vernunne.
Sie sagt awer, fell war abhreit, se
wollt mich emol ihre Katt zeige un do
hot se mich ihren Kopp hingehalte, hot
die Haar auseinamer gemocht un hot
mich so en wollige Stoff gezeigt; fell
war, was mer Katt rufe bent un jede
Lehdie, wo ebbs uff Stiel gemocht
duht, könt nit miars e Katt duhn.
Ich war'n froh, das es teiner wirtliche
Katt war; awer so e Ding muß ich
mich auch friege. Dann sin mer losge-
schone un wie mer an die Stritt ware,
do sagt die Wiffus Wedesweiler, se
wollt mich jezt emol sage, was se dor
hatt. Ich hen e Sänschaut kriegt, bi-
tahs ich sin effred gewese, die We-
desweilerin hatt irend ebbs dor, wo
ich am End nit gegliche häit, denn ich
sin e diefente Frau un gleiche nit mei
Reputhefchen zu spuele. Die Wedes-
weilerin hot dann gesagt, sie wüßt aus
die beste Quell, das der Wedesweiler
un der Phil un noch e paar annere die
Zunfchen hätte, nach die Weissfag zu

Das erklärende Wort.

Erzählung von M. Bernstein.

Ein Sonnenstrahl fällt eben auf
das Bild des kleinen Willi auf mei-
nem Schreibtisch, Robert und Clara's
Kind, und Sonnenstrahl hatte sein
Vater den bergigen kleinen Kerl immer
mit Innigkeit und Lieberzeugung ge-
nannt, besonders aber seitdem er mehr
diplomatische Kunst einfaltet, als alle
Diplomaten Europas zusammen ge-
nommen.
Robert und Clara waren schon sechs
Jahre verheiratet und hatten sehr
glücklich gelebt, bis im vorigen Som-
mer der Verluher kam in der Gestalt
in welche er sich bei seinen schwierig-
sten und gefährlichsten Unternehmungen
leidet: in Gestalt eines schönen
Weibes. Eine russische Gräfin, die zu
ihrem Vergnügen reist und die Welt-
stätten aller berühmten Künstler be-
sucht. So kommt sie auch in Robert's
Atelier. Ein, zweimal, dreimal, ...
Und Robert sah in ihre eigenthümlich
dunklen Augen, bis die blauen Augen
der Frau Clara einen Brief sahen —
und dann nichts mehr sagen, weil
Ihränen ein zu dichter Schleier sind.
Ihränen der Liebe sind besser, als
Weißwasser, um aus einem edlen Her-
zen — und das hat ja Robert — den
Teufel auszutreiben. Robert kündigte
dem Teufel die Freundschaft und die-
ser reiste mit einem Schnellzugsbillet
erster Klasse nach dem Süden. Aber
Frau Clara war zu tief getränkt, um
so schnell vergeben und vergessen zu
können. Sie wollte auch abreisen —
zu ihrer Mutter. Robert bot, sie
weinte — und blieb bei ihrem Ent-
schlusse. Da meinte er, nun genug be-
reut und um Verzeihung gebeten zu
haben; sie durfte nicht unerbittlich
sein; und schließlich ward er böse, das
seine Frau ihm nicht vergab — und
sie hätte ihm vergeben, wenn er nicht
darüber, daß sie nicht vergab, böse ge-
worden wäre.
Es war also beschlossen: man wollte
sich trennen. Aber das Kind? Clara
wollte es mitnehmen. Das gab Robert
nicht zu; er wollte seinen Sonnen-
strahl behalten. "Gut. Lassen wir es
selbst wählen!"
Robert war in seinem Zimmer,
Clara in dem ihrigen. Willi spielte im
Wohnzimmer. Mit dem Postzug
Abends 8 Uhr 25 Minuten wollte
Clara abreisen.
Es war Nachmittags 5 Uhr, als
sie die Thür ihres Zimmers öffnete.
Sie rief den Kleinen, um zu son-
dern, wie er wohl die schwere Frage
entscheiden werde. Die Frage sollte
eigentlich der Verabredung gemäß erst
vor der Abreise gestellt werden.
Aber es ließ ihr keine Ruhe. Sie war
nicht fähig, ihre Sachen ordentlich in
den Koffer zu packen. Ihre Gedanken
blieben nicht bei ihr; sie wandten sich
immer zu dem Kinde. Es hatte sie
liebt, gewiß; aber es hatte den Papa
auch lieb. Ja, der Papa! Was er
wohl that? Was er wohl dachte? Es
geht ihm näher, als er zeigen will, der
Trug! Da sitzt er am Tische, das
Haupt in die Hand gestützt, so traurig.
Zu seinen Füßen liegen ein paar zer-
brochene Spielsachen. Er tollte ja
immer so herum mit seinem Sonnen-
strahl, daß Alles zerbrach. Da lie-
gen sie wie die Scherben zerbrochener
Gläser. Aber — Aber sah er nicht
auch an diesem Tische, als er jenen
Brief schrieb? Und da ihr das durch
den Sinn fuhr, rief sie mit feister,
lauter Stimme ihren Knaben.
Er jedoch dieser dem Rufe Folge
leisten konnte, erschien Robert. Er
hatte ihre Stimme gehört. Auch er rief
nun sein Kind.

Getren bis zum Tode.

Aus dem Leben von V. Hoff.

Sie waren Geschwister und liebten
einander unaussprechlich.
Sie hatten jedes Spiel in ihrer
Kindheit gemeinsam gespielt, jede Be-
gebenheit zusammen erlebt.
Wenn sie Circus auf dem Boden
des Hauses spielten, war sie Miß
Flora in den präzisesten Stellungen
auf dem Schauplatz und spielten
sie Schiffe, so war sie sowohl Koch wie
Matrose. Sie that alles, wie er es
wollte. Sie hatte freilich große Angst
davor, mit dem einen Bein im Trapez
zu hängen, und wenn sie "Konditorei"
spielten, hätte sie viel lieber mit der
weißen Schürze hinter dem Tisch ge-
standen, hatt immer hinter der spani-
schen Wand das Geschirer abzuwaschen.
Aber sie mußte ja doch immer so-
wohl mit den Beinen im Trapez hän-
gen als das Geschirer waschen. Die
Knaben vom Hofe applaudirten gar
viel, wenn Heinrich sie im Trapez
springen auffing, und wenn sie Kondi-

Das Ende.

Stizze von Minnie Böck.

Sie lag todt, den Kopf zur Seite
geneigt, wie eine Blume, welche ge-
knickt worden ist. Sie war unter sei-
ner letzten Liebeslust gestorben.
Weshalb wissen die Dichter nur so
wenig von diesen kleinen Existenzen
zu erzählen, die doch in Wirklichkeit
so rührend groß sind? Warum spre-
chen sie gewöhnlich nur von Lebens-
schäften und nicht von Entfagung?
Die Entfagung lebt und wird nie-
mals sterben, denn sie ist der Liebe
wahrtes Kind. . . .
"Das Ende."
Stizze von Minnie Böck.
Sich heute Abend noch und dann
Schlaf. Ja, nur noch einmal wol-
len wir zusammen sein. — Sie hatte
es nicht geduldet, daß er heute schon
gepakt hatte, nein, Alles sollte so blei-
ben, nur noch diesen einen, einen
Abend, wie es immer gewesen war. —
Er war Offizier und hatte sie auf der
Strafe kennen gelernt. — Die erste
Zeit, als er mit ihr "gegangen", hatte
er sie nicht anders behandelt, als alle
die anderen, mit denen er in seinem

„D komm', Sonne, komm'!"

Aus dem Buche der Gräfin Lonyay.

Die Beichte einer zartbesaiteten Seele
ist es, welche aus dem bereits erwähnten,
eben erschienenen Buche der Gräfin
Eisenie Lonyay, ehemaligen öster-
reichischen Kronprinzessin, spricht.
"Gedankensplitter, Erlebnisse und
Eindrücke" nennt sich das Buch, das in
drei Sprachen, deutsch, französisch und
englisch, Stimmungsbilder, Gedächtnis-
etc., — kleine, reizende Genrebild-
chen enthält. Aber es spricht aus ihnen
entsagungsvolles Leid, tiefes Verstim-
mung; nur hier und da sprenkt ein freu-
diges Ausflügen die Fesseln. Gräfin
Lonyay hat das Buch ihrer Schwester
"als Erinnerungsgabe an gemeinsam
verlebte Tage im Süden" gewidmet.
"Das Einzige, das dem Leben Werth
gibt, ist die Liebe zum Ideal, zum
Schönen, zum Wahren", heißt es in
den einleitenden Zeilen des Buches,
und an dieses Wort knüpfen sich nun
folgende Betrachtungen, die wie eine
Lebenserfahrung aussehen:
"Zwei ganz junge Leute — —
süßen sich zum ersten Male, kennen sich
seit einer Viertelstunde, und sprechen
bereits das bindende Wort, welches der
Trod allein lösen kann."
"Ist das nicht eine deutliche Anpie-
lung auf die erste Begegnung mit dem
Grasen Elemer Lonyay?"

Wenn man es in einem Roman

lesen sollte," heißt es weiter, "so müßte
den die Menschen die Köpfe schütteln
und sagen: 'Wie übertrieben! So et
was poht in Wirklichkeit nicht!'"
— — — "Aber es passiert doch und jezt
häufig, wie das Leben überhaupt recht
oft mit trakteren Farben malt, als die
Feder des Schriftstellers. Das Schick-
sal wirbelt seine Willkür von Ro-
manfiguren auf dem Erdball in tolle
Karne hin und her, es fraut nicht,
wird man es mit auch glauben, was
ich diesem oder jenem antue? — Es
hondelt. — Es legt seine handelnden
Personen nicht in das Profutresbett
einer Zeitrechnung, es schlägt heute wie
gestern schwere Wunden und taucht sei-
nen Bimel tief in das Herkut der
Menschen, ohne lang zu fragen, ob ein
Kauflein wandelnden Staubes über
sein Eingreifen in die Geschichte der
Welt zu Gericht sitzen wird oder nicht."
Wie so eigenartig lieft sich folgender
Passus, der uns die Person der Auto-
rin wohl deutlich genug zeichnet:
"Ich bedauere, nicht in einfacher Um-
gebung am Meeresstrand geboren zu
sein, in einem kleinen Fischerdorf, weil
man da näher dem Frieden und Glück
ist, als in unseren erhöhten Stellungen,
unserer complicirten Gesellschaft!"
Des Glück ist in der Natur, was
uns von ihr entfernt, entfernt uns von
ihm." Nicht minder rein persönlich
sind auch diese in französischer Sprache
niedergeschriebenen Zeilen:
"Es aordt Leute, die kümper bewun-
det worden sind in Kämpfen, deren
Existenz sie vordem nicht kannten;
Leute, die einen wahren Betrag erfah-
ren haben, litteres Leid, und die das
Feld ihrer Kämpfe verlassen wollen,
wie man eine Liebe liebt, die geküßelt
hat — man ist froh zu werden, und
trodem gemiffenen Herzens. . . ."
Weiter: "Die Reizungsbeirathen
nehmen im allgemeinen ein böses Ende,
man beagene ihnen nur in Romanen;
die Sympathie genügt," sagt man, "um
eine glückliche Ehe herbeizuführen."
"Ich bin nicht eben dieser Meinung."
Das läßt wohl an Deutlichkeit nichts
zu wünschen übrig.
Nicht minder deutlich sind auch einige
andere Auslassungen, wie etwa:
"Denke ich des Vergangenen, frage
ich mich, ob ich gelebt habe oder ge-
träumt! In einem verfluchten Leben
regt sich mitunter tief im Herzen die
Sehnsucht nach etwas Unbekanntem,
unendlich Süßem, nach himmelstür-
mendem Glück, das man ahnt und doch
nicht mehr erreichen kann. Da gehört
ein eisenfester Wille dazu, um den
tobenden Schmerz in der Brust zu be-
wältigen und niederzubringen. . . . Es
ist etwas Grausames darin, in dieser
Welt hinzugehen, umringt von dem
Neide der Anderen!"
Auch ihres Kindes gedenkt sie, dem
sie ein französisches Lied in Prosa wid-
met, — ein dultiges, zartes Blättlein
voll tiefer Ergriffenheit. Gleich darauf
aber klingen uns der Schrei entgegen:
"Die Standesvorurtheile sind im
Grunde genommen verächtlich; und
doch, wie oft verblutet das arme Herz,
um den ephemerischen Gesetzen der so-
genannten Convenz und Sitte gerecht
zu werden, selbst um den Preis des
schwersten Opfers."
Und nun gar die Klage:
"Eltern, Freunde, die verlassen mich
nach und nach. . . . Drei Dinge sind
grenzenlos; der Horizont und die
Dummheit. . . . Das Glück bindet sich
nicht an die Krone und Thron. Seine
blau Blume blüht nicht nur auf der
Hohe, sondern oftmals im weltent-
ferntesten Thal. . . . Die Unnade hat eine
Zwillingschwester, sie heißt Ungerech-
tigkeit; beide geben oft, leider sehr oft,
Heid in Hand. . . . Man betrübt nie,
wenn man nicht den Wuth hat, mit
seinem früheren Leben entschieden und
für immer zu brechen!"
Gerade diese letzte Bemerkung zeigt
uns ganz und gar die Gräfin Stefanie
Lonyay, so daß man es erst recht be-
trauert, wenn sie dann zum Schlusse
betet:
"O komm', Sonne, komm'! Du sin-
dest eine arme, fast verweilte Rose, von
welcher die schwere Hand des Schick-
sals die Dornen abstreift!"

Als der im Sommer 1870 verstor-

bene Holzschneider und Schriftsteller
Friedrich Wilhelm Gubitz (geboren
1786) schon im Jahre 1805 zum Mit-
glied der Akademie der bildenden
Künste in Berlin ernannt wurde, er-
reichte dies den Reid vieler anderer
Künstler, die nach einer gleichen Aus-
zeichnung schon lange vergebens ge-
strebt hatten. Denn Hertommen ge-
mäß erhielt Gubitz bei seiner Einfüh-
rung in die Akademie von einem Mit-
gliede seinen Platz angewiesen. Dies
war der Professor Friedrich, der ein
sehr geschickter Kupferstecher, aber ein
erklärter Feind der Holzschneidkunst
war. Als er daher dem neuen Mit-
gliede seinen Platz anwies, sagte er:
"Hier, Herr Gubitz, ist Ihr Stuhl; er
ist freilich nur ganz einfach gearbeitet,
doch ausnehmend können Sie ihn ja
selbst noch belieben." — "Ich bin kein
Freund von unnützen Schönfedeien,"
versetzte Gubitz, "nur das Angebotene
kann ich nicht leiden."
"Dividendenpatriotismus" ist
hüben in Deutschland ein neues Wort.
Hier hat es noch keinen Eingang ge-
funden. Die Sache, die es treffend
zeichnet, haben wir schon längst.
Kaum ist der Burenkrieg halbwegs
zu Ende, geht's auch schon in Ostien
wieder los. Bald wird es sich lohnen,
eine Schule für Kriegscorrespondenten
zu eröffnen.